

Sitzungsberichte
der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften
Philosophisch-philologische und historische Klasse
Jahrgang 1924, 1. Abhandlung

Sprachgemeinschaft
und
Interessengemeinschaft

von
Karl Vossler

Vorgetragen am 12. Januar 1924

München 1924
Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften
in Kommission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth)

Vor nicht langer Zeit hat ein Vorkämpfer der katalanischen Autonomie in Barcelona eine Ansprache an die Studentenschaft gehalten, in der er sagte: „Wie oft sind wir unter den heutigen Umständen in Katalonien gezwungen, ein Idiom zu gebrauchen, das nicht das unsere ist! Den schlechten Katalanen erkennt man daran, daß er dabei weder Schmerz noch Scham empfindet. Es gibt aber eine Art das Kastilische zu sprechen, die uns erlösen kann. Sie besteht darin, daß man ihm ein Glöckchen anhängt, das die Professoren hören müssen. Wenn Ihr es so macht, können Euch die Textbücher, die Kolleghefte, die Vorlesungen mit ihrem Spanisch nichts anhaben.“¹⁾ — Was ist dieses Glöckchen? Offenbar ein gewolltes Zeichen dafür, daß das Spanische in jenen Hörsälen eine auferlegte, keine erlebte, eine fremde und gehaßte Sprache ist: daher man es mit absichtlich katalanischem Akzent und mit Katalanismen versieht, wie man der Katze eine Schelle anhängt, wenn man Maus ist. Würde das Spanische an der Universität Barcelona lediglich als wissenschaftliche Schrift- und Fachsprache empfunden, so hätte ein negatives Gesinnungsvorzeichen wie jenes Glöckchen gar keinen Sinn.²⁾ Fachsprachen werden gesinnungsfrei gebraucht — so weit es möglich ist.

¹⁾ Siehe La Revista, any IX. Gener I—XVI, 1923, Barcelona, S. 25. En l'estat actual de Catalunya, quantes vegades hem d'usar per força un idioma que no és el nostre! El mal català és el qui en usar-lo no sent dolor i vergonya. Hi ha una manera de parlar castellà que us en pot redimir. Es posar-hi un picarol, que en sentin els professors. Aleshores no us faran mal ni els llibres de text, ni els „apuntes“, ni la lliçó dita en espanyol.

²⁾ Die Auffassung des Spanischen als der Schriftsprache und des Katalanischen als einer Mundart wird von dem zitierten Redner ausdrücklich zurückgewiesen: Tots els que us parlin del caràcter antieuropeu i limitat de l'ideal català, van lamentablement errats. Són ells els limitats. L'uni-

Die Frage nach dieser Möglichkeit ist der entscheidende Punkt. Wo gar keine Gesinnung ist, dort kann auch keine Sprache sein. Es gibt keine Sache, kein Fach, keine Angelegenheit, die für sich selbst spräche. Wenn große Philosophen wie Spinoza oder Hegel behaupten, daß die Wahrheit oder die Idee sich durchsetze und verwirkliche, gleichviel ob jemand gesinnungsvoll mit Wort und Tat dafür eintrete oder nicht, so verwandeln sie eine berechnete Mahnung zur höchsten Sachlichkeit in eine übermenschliche Weltansicht, in der die Sprache freilich nichts mehr zu suchen hat. Aus der Forderung, man solle still und bescheiden sein, machen sie eine metaphysische Tatsache.

Indem die menschliche Sprache den Zug zu stiller und bescheidener Sachlichkeit in sich aufnimmt und ihm nachzukommen trachtet, bildet sie eine Reihe mehr oder weniger reiner Sach- und Fachsprachen aus und legt sich eine Disziplin auf, die, je strenger gehandhabt, desto gefährlicher für ihren leiblichen Bestand werden kann. Es wäre merkwürdig, wenn diesem Streben nach Sachlichkeit nicht ebenfalls eine Gesinnung innewohnte, nur ist sie außerordentlich schwer zu bestimmen. In den Nationalsprachen nehmen selbst die sachlichen Angelegenheiten einen individuellen und persönlichen Gefühlston an, in den Sachsprachen fällt auf die persönlichsten noch ein Schatten oder Abglanz von Sachlichkeit. Dabei ist, um es nachdrücklich hervorzuheben, vorausgesetzt, daß National- und Sachsprachen nie und nirgends in Reinkulturen getrennt, sondern immer in Verbindungen und mannigfaltigsten Mischungen miteinander leben. Eine Sachsprache für sich allein könnte zwar einen eigenen Wortschatz und zur Not eine eigene Grammatik haben, aber keinen eigenen Akzent: offenbar weil es ihr an eigener Gesinnung zu fehlen scheint. Die sogenannten Sprachen des Handels, des Rechtes, der Wissenschaft, der Künste und Zünfte sind keine selbständigen Sprachen, sondern terminologische Anhängsel und Zutaten zu irgend einer bereits vorhandenen Nationalsprache. Ihr Merkmal ist der Terminus tech-

versalisme madrileny que diu que el món camina cap a la unitat, no coneix el món. A l'Europa d'avui en dia hi ha triple nombre de llengües oficials que en la d'ara fa un segle. Ja només queden per reconèixer els patois, i nosaltres no podem admetre que la nostra llengua gloriosa, instrument de cultura, sigui tinguda com un patois indigne. A. a. O. S. 26.

nicus. Dieser mutet uns, sofern wir Laien sind, immer wie ein Fremdwort an, selbst wenn er seiner Herkunft nach zum echten Erbgut unserer Muttersprache gehört. Wer hat nicht schon erfahren, wie die herzliche Naivität, mit der er von „Besitz und Eigentum“, von „Mord und Totschlag“ zu sprechen gewohnt war, ihm gebrochen wurde, als er in eine Gesellschaft von Justizräten und Richtern geriet? Plötzlich nahmen diese Wörter eine scharfe und tückische Absichtlichkeit der Bedeutung an und wurden uns unheimlich. Sogar in gewissen Dichtungen, wenn sie unvolkstümlich kunstmäßig sind, kann einen das Frösteln des *Terminus technicus* befallen. So, wenn die Helden des Corneille von ihren *feux und flammes*, oder modehafte Romantiker von ihrer „schönen Seele“ sprechen. Das Innigste und Menschlichste wird durch diese gewerbsmäßige Sachlichkeit zu etwas Technischem und Fremdem. Der *Terminus technicus* macht unser eigenes Leben zu einem „Fach“ und rückt es von uns ab. Während dem ursprünglichen und dichterischen Gemüt die ganze Welt vertraut und seinesgleichen ist, ja selbst dort, wo sie feindlich auf uns eindringt, noch eine Menschenfratze zeigt, räumt der technische Mensch mit diesem Anthropomorphismus auf. Ihm wird die Welt fremd und eben dadurch interessant. Zwischen Ich und Nicht-Ich baut der *Terminus technicus* eine Grenze auf: etwas Dazwischenliegendes, eben das, was wir Interesse nennen. Denn indem der technische Mensch immer nur so viel von den Dingen haben will, als er zu seinem jeweiligen Zwecke gerade braucht, muß er abstoßen, trennen, fernhalten was ihn stören könnte, und hervorholen was ihm dient. Dieser zweckhafte Filter ist das Interesse, und das sprachliche Äquivalent dafür heißt *Terminus technicus*. Es hat, seinem Dienste gemäß, eine doppelte Verrichtung: eine negative und eine positive. Das negativ gerichtete Interesse des technischen Menschen will alles Menschenähnliche und Gefühlvolle an den Dingen verleugnen, verhüllen, verzaubern, verhexen und womöglich abtrennen und entfernen; denn der Mensch ist eine Herrschernatur und will auf die Dauer lieber von Maschinen als von Seinesgleichen bedient sein. Das positive Interesse aber geht auf Heraushebung, Zubereitung und Darreichung dessen aus, was menschendienlich an den Dingen ist, wodurch ihre Bezeichnungen dann doch wieder anschaulich gemacht und vermenschlicht werden

können, z. B. Sturmbock, Stiefelknecht, Schraubenmutter, Beißzange, Pfropfzieher usw. Den elementaren und mythischen Anthropomorphismen treten so die technischen und terminologischen an die Seite, und diesen eignet zweifellos etwas Gesinnungsmäßiges, das man nicht unpassend als „Zweckgesinnung“ bezeichnen kann.¹⁾

Doch müssen wir zunächst bei dem negativen Technizismus verweilen, der sich die Welt zu unterwerfen trachtet, indem er sie entseelt. Er ist derart verstandesmäßig, daß der Schein entsteht, er jage einem positiven Ziele nach, nämlich dem der logischen Erkenntnis. In Wahrheit erreicht er dieses Ziel niemals, denn es ist gar nicht sein Ziel. Wenn logische Begriffe und wissenschaftliche Erkenntnis im Machtbereich und Jagdrevier der Sprache lägen, so hätte im Lauf der Jahrtausende doch wohl ein einziger echter Begriff, wenigstens eine Wahrheit von ihr erhascht werden müssen. Und hätte man sich dieses Einen versichert, so konnte es nicht fehlen, daß die anderen nachgekommen wären und sich systematisch ihm angeordnet hätten. Dann müßte es möglich sein, eine logische Einheitssprache zustande zu bringen, in der sich sämtliche Menschen, wenn nicht über ihre Tagesbedürfnisse und Geschäfte, doch mindestens über die Kategorien ihres Denkens verständigen könnten. An Versuchen, die menschliche Sprache in das stille einige Reich der Wahrheit zu erheben, hat es nicht gefehlt, aber entweder sind sie völlig gescheitert, oder, statt einer universalen Sprache sind universale Wissenschaften dabei herausgekommen: eine Mathematik, eine Logik, eine Dialektik, eine Metaphysik, eine Grammatik, oder, in allerlei Verbindungen: mathematische Logiken, logische Grammatiken, dialektische Metaphysiken usw., nur eben keine logische Sprache. Kein Wunder, denn man kann zwar zur Förderung des menschlichen Verkehrs in Handel und Wandel Maßregeln ergreifen, Anstalten treffen und stiften, Verträge und Bündnisse schließen; zu dem philosophischen Geschäfte der Welterkenntnis aber muß man unabhängig und einsam sein. Wahrheiten, Erkenntnisse und Begriffe lassen sich in der Sprache wohl einigermaßen darstellen,

¹⁾ Ich übernehme den Ausdruck von Paul Frankl. Näheres in meinen Gesammelten Aufsätzen zur Sprachphilosophie, München 1923, S. 254 ff.

aber nicht ausdrücken und vor allem nicht mitteilen. Ja es geschieht, streng genommen, auch die Darstellung eines Begriffes innerhalb der Sprache immer nur auf uneigentliche Weise, nämlich dadurch, daß man nicht ihn selbst, sondern die Empfindungen und Vorstellungen, die Gefühle, Interessen, Wünsche, Hoffnungen, Befürchtungen usw., die ihn bei seiner Entstehung begleitet haben, sprechen läßt und mitteilt. Die seelische Konstellation, unter der er an meinem Horizont wie eine Sonne aufgetaucht ist, kann ich signalisieren und weitergeben, ihn selbst nicht. Auf den Klageruf der im Nebel tappenden Menschheit: „Gib uns die Sonne!“ haben die großen Denker von ihren Sternwarten herab nie anders geantwortet als mit einer systematischen Angabe der Höhen und Breiten, in denen sie gerade jetzt zu suchen und zu sehen wäre. Und immer hat die Sprache der Wissenschaft, mochte sie logisch, terminologisch, grammatisch, logizistisch, mathematisch noch so streng geschult und noch so übersinnlich kasteit sein, anstatt des Lichtes selbst, die Brillen, Fernrohre und Vergrößerungsgläser geliefert, mit denen die Mehrzahl der Menschen nicht umgehen kann. Man muß ein gutgläubiger Aufklärer sein, um zu hoffen, daß durch Herstellung einer normalen Einheitsbrille den Bedürfnissen des wissenschaftlichen Gesichtes abzuhelfen wäre. Im Gegenteil dürfte das philosophische und wissenschaftliche Interesse eine fortschreitende Vervielfältigung, Spezialisierung und unendliche Verästelung, nicht nur der technischen Termini und Fachausdrücke, sondern sogar der nationalen Sprachen verlangen. Die moderne Naturwissenschaft wäre niemals zur Welt gekommen, wenn nicht gleichzeitig zu gemeinsamer Hilfeleistung das Italienische, das Französische, das Deutsche, das Englische beigesprungen wären und die ungeschickte lateinische Wartefrau beseitigt hätten. Das Interesse der historischen Forschung will, daß jedes Volk in seiner Sprache die eigene Vergangenheit sich selbst und uns erzähle; denn solange nur Tacitus für die Germanen spricht, ist die Germanistik unmündig. Sogar die Philosophie hat erst durch eine persönliche und geradezu autobiographische Wendung, die sie im *Discours de la méthode* nahm — um von Montaigne's *Essais* zu schweigen — ihre kritische Erneuerung erfahren. Die Sprache der Wissenschaft ist ihrem Wesen nach nicht, wie man gemeinhin glaubt, terminologisch, nicht technisch und auch nicht

logisch, sondern dialektisch. Im Reich der Erkenntnis und der Wahrheit will jeder Begriff seinen Dialekt und das heißt in der Tat, ohne ein Wortspiel zu sein, seine eigene Mundart gewinnen, d. h. jeder will so lange hin und her und durch und durch gesprochen und womöglich in allen Sprachen der Menschheit bespiegelt werden, bis er in derjenigen Form sich ausruht, die keiner Übersetzung mehr bedarf. Dann erst ist seine Dialektik erschöpft, seine mundartliche Weltreise vollendet, sein Wanderleben von Übersetzung zu Übersetzung abgelaufen, dann wird er starr, und der schmale Sarg einer Formel umschließt den Ruhelosen, dem alle Sprachen der Erde zu eng erschienen.

Die Formel, die Formula, ist dem Terminus technicus sehr nahe verwandt und geht in ihn über, wie das negative in das positive Interesse des technischen Menschen. Formula und Terminus lassen sich, wenn schon nicht der Sache nach, die ihnen innerhalb der Sprachen gemeinsam ist, voneinander trennen, wohl aber ihrer spezifischen Funktion nach unterscheiden. Der Formula entsprechen die wesentlich grammatischen, d. h. vorzugsweise die syntaktisch-morphologischen Funktionen, dem Terminus die lexikalischen, d. h. onomasiologischen und semantischen.

Wie in den Formulis ein negativer, auf Entsinnlichung, Entgötterung, Entseelung und Entmenschung der Welt gerichteter Sprachwille sich auswirkt, hat Ernst Cassirer im ersten Teil seiner „Philosophie der symbolischen Formen“¹⁾ mit bemerkenswerter Gründlichkeit durch alle Sprachgruppen der Welt hin verfolgt. Wenn an seiner Darstellung etwas Grundsätzliches auszusetzen bleibt, so ist es die intellektualistische Neigung, in den grammatischen Ordnungen ein logisches oder begriffliches Ziel und Interesse zu suchen, wo es sich in Wirklichkeit nur um Kasteiung der sprachlichen Phantasie, um Prosa handelt.²⁾

Daß das prosaische Denken die Vorschule des logisch-begrifflichen sei, können wir nur insofern annehmen, als die Sprache

¹⁾ Berlin 1923, vgl. dazu meine Besprechung in der *Cultura* II, S. 529–533; Rom 1923, *Una filosofia della grammatica*.

²⁾ Wie sehr die Sache der Prosa auf syntaktische Ordnung, aber nicht unmittelbar auf logisches Denken gestellt ist, habe ich in meinen *Gesammelten Aufsätzen zur Sprachphilosophie* (München 1923), S. 212 bis 232 gezeigt.

überhaupt, also die Poesie so gut, ja sogar noch besser als die Prosa, den Menschen zur Welterkenntnis anleitet. Im übrigen werden in der grammatischen Schule erfahrungsgemäß eher kleine Pedanten, in der poetischen aber große Denker geformt, und wenn es nötig ist, um gute Prosa zu schreiben, ein wissenschaftlicher Kopf zu sein, so wird damit die Logik als eine Vorschule zur Prosa, also gerade das Gegenteil von dem erwiesen, was die Fürsprecher der grammatischen Verstandesbildung wahr haben möchten.

Der trügende Schein einer fortschreitenden grammatischen Vereinfachung und Intellektualisierung der Sprachen, die man als Logisierung zu deuten liebt, entsteht vor allem dann, wenn man, wie auch Cassirer getan hat, sich auf die Betrachtung der Formulae, d. h. der grammatischen Strukturen einschränkt und die der Termini, d. h. des Wortschatzes darüber vernachlässigt. Wenn der grammatische Bau einer Sprache die ganze Sprache wäre, könnte man dieses einseitige Verfahren gelten lassen. Es gibt aber sehr viel mehr wirkliche und ganze Sprachen, mit anderen Worten: sehr viel mehr Sprachgemeinschaften auf der Welt als grammatische Strukturtypen. Den romanischen Sprachen z. B., deren wir neun lebendige und leibhaftige sprachliche Nationalgemeinschaften zählen, wird ein einziger grammatischer Bau-Typ gerecht.

Eine Sprachgemeinschaft, die lediglich auf grammatische Einheitlichkeit gegründet ist, gibt es höchstens in den Lehrbüchern der vergleichenden Grammatiker, und sie müßte sogar aus diesen als ein Hirngespinnst verscheucht werden, wenn sie nicht die historische Tatsache für sich hätte, daß Sprachen, deren Grammatik noch heute eine typisch gemeinsame ist, früher einmal auch den Wortschatz, ja sogar die Lautgestalt und Aussprache miteinander gemein gehabt haben. Die grammatische Struktur gehört zum letzten, was nach Auflösung einer Sprachgemeinschaft als Merkmal dieser Gemeinschaft noch übrig bleibt. Man liebt es daher, sie mit den Grundmauern oder dem Grundriß einer Ruine zu vergleichen, aber der Vergleich hinkt gewaltig, denn in Wirklichkeit hält das grammatische Merkmal sich eher kraft seiner äußerlichen und negativen als grundlegenden Natur so hartnäckig. Ich vergleiche es lieber mit den enthaarten Spuren,

die ein Joch oder Halfter am Hals eines Zugtieres hinterläßt und die ihm lange bleiben, nachdem es dem Dienst entlaufen ist. Man pflegt die Beweiskraft der grammatischen Struktur für historische Sprachverwandtschaft noch immer zu überschätzen. Der Beweis des gemeinsamen Wortschatzes ist aber mindestens ebenso stark, ja noch stärker, insofern er auf einer positiven, der sinnlichen und konkreten Wirklichkeit zugekehrten Richtung unseres Sprechens liegt. Der onomasiologische Verwandtschaftsbeweis läßt sich durch geschichtliche Erwägung von wirtschaftlichen, kulturellen, landschaftlichen, kurzum sachlichen Gemeinschaftsinteressen bekräftigen, während der rein grammatische in der Luft eines abstrahierenden, formalen Sprachdenkens schweben bleibt.

Da nun, wie wir gesehen haben, der negative Technizismus, oder das grammatische Sprachdenken, niemals damit fertig wird, die Welt zu entseelen, weil immer das abgemähte Gras des anschaulichen, anthropomorphen Denkens ihm hinter der Sense wieder aufwächst, so treten wir zu dem positiven Technizismus hinüber und fragen, ob denn seine Tätigkeit eine ähnliche Sisyphusarbeit sei.

Zunächst leuchtet ein, daß jedes Tun, ob sprachlicher oder sonstiger Art, solange es auf bloße Zweckmäßigkeit eingestellt bleibt, aus dem Vorläufigen, Jeweiligen und Relativen gar nicht herauskommt und in einer Geschäftigkeit befangen bleibt, die schließlich nur sich selbst noch zum Zweck haben kann. Denn jeder erreichte Zweck, jedes befriedigte Interesse, dem die Gesinnung keine Ewigkeit eingepflanzt hat, entwertet sich in der Befriedigung. Wie hinter der Sense das Gras wieder aufsteht, so verwelkt unter ihr das abgeschnittene und treibt, indem es verdorrt, den hungernden Schnitter von Wiese zu Wiese.

Innerhalb des sprachlichen Zweckwesens erkennt man diesen Sachverhalt daran, daß die Termini, die Sach- und Fachwörter von einer Gemeinschaft zur anderen hinübergleiten, weil keine Sprachgemeinschaft sich selbst genügen kann. Jede muß borgen, jede muß abgeben, und des lexikalischen Tauschhandels ist kein Ende. Nun hofft man zwar, daß durch Förderung, Steigerung und Beschleunigung dieses Wortverkehrs die Kinder aller Sprachen und Nationen zu einer internationalen Weltsprache sich verständ-

nisvoll zusammenfinden werden, aber auch diese Aussicht auf eine praktische, technische und terminologische Einheitssprache ist beinahe ebenso trügerisch wie jene andere auf eine grammatisch-logische, obschon die Versuche zu ihrer Verwirklichung einige Erfolge gezeitigt haben und in der Tat weniger utopisch sind, als die theoretischen Spekulationen des Descartes, Delgarno, Wilkins, Leibniz und vieler anderer. Solange man aber das eine feste Interesse nicht finden kann, in welchem die allgemeine Weltverständigung zu verankern wäre, bleibt die restlose Verwirklichung der praktischen Einheitssprache ebenfalls ein frommer Wunsch. Soll dieses Interesse die Menschlichkeit selbst sein, so bewegt man sich entweder in einer Selbstverständlichkeit oder man schwärmt. Denn „menschlich“ sind die Menschen von Natur und ohnedem, daher auch alle sprachbegabt; oder man versteht unter Menschlichkeit eine geistig erhöhte Humanität, und dann hat man es mit etwas Besonderem zu tun, das religiös geglaubt, philosophisch bestimmt, moralisch gewollt und politisch verwirklicht sein will, und darum eben geht ja seit Menschengedenken der große Wettkampf aller Völker und Individuen mit seiner schmerzvollen Entzweiung, Besonderung und Gegensätzlichkeit unserer Interessen.

Nun kann man zwar diesen Kämpfen unseres geistigen Strebens sich zeitweise entziehen, indem man mit beiden Füßen in die friedfertige Einheitlichkeit einer künstlichen Weltsprache hinüberspringt, doch ist man dann aus allem heraus, was irgend ein spezifisches Lebensinteresse hat. Zunächst kann mit einer solchen Einheitssprache nur denjenigen gedient sein, die so sehr Sprachfexe und Sprachmaniker sind, daß sie, gleichviel von was noch mit wem, lediglich um des Sprechens willen sprechen wollen. Solche Sonderlinge, die um jeden Preis ein Gespräch haben müssen, bei dem nichts als das Sprechen, Verstehen und Antworten im Spiel ist, gibt es allerdings. Ja, in jeder Sprach- oder Konversationsstunde wird unser Interesse zu Gunsten der technischen Fertigkeit des Sprechens derartig neutralisiert, daß sämtliche Lebensinhalte gleichgelten und dem Sprechinteresse sich unterordnen. Ein solchergestalt entmanntes Interesse, eine solche „Zweckgesinnung“ vermag zwar keine Lebensgemeinschaft zu gründen, aber zur Stiftung von Esperanto-, Volapük- und Ido-Vereinen und Sprachakademien genügen die Kräfte noch immer.

Gerade heute, als in einem Zeitalter des Technizismus, ist die Schwächung der elementaren geistigen Lebensinteressen, mit anderen Worten die Relativisierung der Gesinnungen eine weitverbreitete Erscheinung. Man kann sie geschichtlich und psychologisch als das reaktionäre Gegenspiel zu den nationalistischen Überspannungen erklären. In ähnlicher Rückwirkung trat im Zeitalter der Renaissance gegen eine übersteigerte Gesinnungs- oder Seelenliebe (Platonismus) ein technischer Erotismus als Galanterie oder Don-Juanismus auf. Auf literarischem Gebiet hat im 19. Jahrhundert die aufdringliche Moralisterei der Naturalisten den ästhetischen Technizismus der Parnassier zum Gegenpart. Wo immer eine Gesinnung überspannt wird, ruft sie eine Gleichgültigkeit gegen sich selbst ins Feld, die an den von jener Gesinnung erzeugten Praktiken sich genügen läßt und ohne Ethos mit den toten Waffen hantiert, die das Ethos geschmiedet hat.

Auf die Dauer aber läuft keine Maschine leer. Entweder verrosten die Waffen und werden die Kunstgriffe vergessen, oder sie erzeugen in demjenigen, der nicht müde wird, sie seelenlos zu handhaben und auszuüben, das Gefühl der geistigen Heimatlosigkeit und damit die Neigung, seine Fertigkeit in den Dienst des Meistbietenden oder Wenigstfordernden zu stellen. Alles Virtuosentum, aller Technizismus ist seinem Wesen nach käuflich und prostituiert sich, was natürlich nicht ausschließt, daß der einzelne Virtuos im Privatleben ein vollendeter Ehrenmann sei. Im geistigen Sinn seiner fachlichen Tätigkeit ist er es nie. Leere Räume sind nicht unmoralisch, aber sie sind zu vermieten. Darum hat sich neuerdings in die Grammatik und Vokabeln des Esperanto der internationale Bolschewismus, Sozialismus und Kommunismus einquartiert und ist im Begriff, sie nicht nur mit seiner Gesinnung und Atmosphäre, mit seinen Gefühlstönen und Bedeutungsakzenten, mit seinen Proletarierstimmen zu beseelen, sondern auch politische Propaganda für sie zu treiben.

Der Fall, daß ein akademisch erklügeltes System von Formen und Wörtern zu lebendiger Sprache wird, scheint unerhört, kann aber eine Sprachphilosophie, die wie die unsrige auf der Identität des sprachlich Natürlichen mit dem sprachlich Gebräuchlichen beruht,¹⁾ nicht überraschen. Das ganze Formmaterial des Esperanto

¹⁾ Die Begründung dieser Identifikation bleibt einer demnächst zu veröffentlichenden Abhandlung vorbehalten.

ist insofern ein natürliches als es einer Reihe von Nationalsprachen entstammt, wogegen die Instanz, durch die es ausgewählt und die Autorität, durch die es sanktioniert wird, nun nicht mehr als die These des einzelnen Erfinders und seiner akademischen Beisteher, sondern mehr und mehr als ein gewohnheitsmäßiger Gebrauch der esperantistisch-kommunistischen Genossenschaft und Sprachgemeinde erscheinen wird. Ebensogut kann man von der anderen Seite her das gesamte Formmaterial der Grammatik und des Wortschatzes als etwas Entlehntes, also gebrauchsmäßig Beschafftes betrachten, wogegen das natürliche Moment dann darin bestehen wird, daß dieser fremde, heimatlose sprachliche Flugsand sich von einer Gesinnung erfassen, binden und befruchten läßt, die ihm als eine ebenso heimatlose und europäisch internationale seelisch verwandt, ja sogar urverwandt ist. Denn ihrem Sinne und ihrer Bedeutung nach haben Lehnformen und Fremdwörter von jeher die Neigung und das Schicksal gehabt, den Interessen der gesellschaftlichen Klassen, Stände, Berufe, Genossenschaften, Zünfte usw. zu dienen und die der nationalen Gemeinschaften darüber zu vergessen und zu verleugnen. In diesem Verstande muß eine Sprache, die sich aus internationalem Lehngut gebildet und auf internationalen Verkehr angewiesen weiß, dem Glauben und dem Treiben, der Gesinnung und der Ausbreitung des Kommunismus als durchaus zweckdienlich, kongenial und sprachwissenschaftlich urverwandt erscheinen. Eine Geschichte des gesamten europäischen Lehnwortwesens als sprachliche Entwicklungsgeschichte des internationalen Denkens und Treibens wäre nicht nur möglich, sie ist sogar wünschenswert.

Übrigens ist der Fall des Esperanto im Licht der Geschichte auch sonst nicht ohne Vorgänger. Am Ende des Mittelalters hat in Frankreich und bald darauf in Italien, Spanien, Deutschland und England sich eine Gaunersprache ausgebildet. Nach dem, was wir bis jetzt wissen, muß man sich die Anfänge des französischen Argot im 15. Jahrhundert, um sich auf diesen zu beschränken, als einen ähnlich bewußten, willkürlichen, künstlichen und akademischen Vorgang denken, wie die Erfindung des Volapük oder Esperanto. Es gab damals geradezu eine Akademie, die über die Modifikationen des Wortgebrauches zu entscheiden hatte. Diese auserwählten, geheimen Sprachmeister hießen im

16. Jahrhundert *archi-suppôts*, *archi-boutants*, *arcs-boutants*, ferner *piliers de boutanche*, *souteneurs* und *po-teaux*.¹⁾ Die Besonderheit dieser Sprache der Diebe, Landstreicher, Bettler, Krämer und Hausierer bestand fast ausschließlich in einem willkürlich entstellten, übertragenen Gebrauch des Sinnes einzelner, dem französischen Gemeingut entnommener Wörter. Zu dieser zweckmäßigen Vermummung gesellte sich erst später als Gesinnungselement die abenteuerliche, phantastische, humoristische und romantische Frondeurstimmung, wie sie sich in phonetischen Spielereien am Lautkörper des Wortes (Unterdrückung oder Umstellung einzelner Laute), oder auch in morphologischen Entstellungen durch Anhängung fremdsprachlicher und mundartlicher Suffixe ankündigt. Die Anfänge waren ernst, sachlich, nüchtern und beinahe pedantisch, wie es das Wesen des *Terminus technicus* sogar in der Verbrecherwelt erfordert. Hätte sich in diesen Technizismus des Argot eine andere als nur zerstörende und im Negativen spielende Gesinnung hineinfinden und in ihm als ihrem natürlichen Ausdruckselement sich ein- und ausleben können, so wäre die Gaunersprache etwas Besseres geworden als sie heute ist. So aber, wie sie angelegt war, mußte sie auf der Schulbank der unartigen und ausgelassenen Kinder sitzen bleiben. Heute kann sie nur als gelegentliches Expediens für Gaunereien und als rednerischer und lyrischer Schnörkel für naturalistische und komische Literatur dienen. Die sachlichen Interessen der Verbrecher und der Krämer — denn die Krämer dürften die Hauptverbreiter des Rotwelsch gewesen sein — haben sich mit der Romantik der Phantasiemenschen schließlich doch nicht zu einer natürlichen Einheit des Sprachgebrauchs zusammenfinden können. Der Widerspruch zwischen krimineller, kommerzieller und literarischer Zweckgesinnung hat sich nicht beilegen wollen.

Ob das Esperanto, nachdem es die akademische Stufe des sprachtechnischen Versuches durchlaufen hat und in das öffentliche Leben hinausgetreten ist, wo es von der russischen Regierung gefördert, von der französischen bekämpft, von der deutschen zweideutig behandelt und vom Völkerbund lebenswürdig abgelehnt

¹⁾ Vgl. Lazare Sainéan, *L'argot ancien*, Paris 1907 und *Les sources de l'argot ancien*, Paris 1912.

wird, ob es in den Zustand einer Gaunersprache abgleiten oder als Sprache des Weltverkehrs sich durchsetzen und halten wird, bleibt abzuwarten. Es ist eine Frage der Macht, die in letzter Hinsicht jedoch davon abhängt, ob es dem esperantofreudigen Kommunismus gelingen wird, über die bloße Verneinung der bürgerlichen Gesellschaftsordnung hinaus etwas Positives und Eigenes von allgemeinem Werte zu schaffen.

Wenn es den Sprachen gegeben wäre, ihr Schicksal selbst zu bestimmen, so könnte es nicht fehlen, daß das Esperanto auf allen Weltmärkten, in allen Eisenbahnen und Dampfschiffen, Regierungen, Gesandtschaften und Konsulaten heimisch würde. Diesen Anspruch wenigstens trägt es in seiner Brust. Aber wie der Mensch zwar in dem intellegiblen Reiche des Geistes, nicht in den Zufällen, die man Wirklichkeit nennt, autonom ist, so ist es seine Sprache zwar als persönlicher Stil, aber nicht als Verkehrsmittel und Gemeinschaft. Durch sich selbst gilt auf dem praktischen Felde keine Sprache, mag sie sich noch so sehr empfehlen durch Anmut, Schönheit, Geschmeidigkeit, Bequemlichkeit, Klarheit, Einfalt und was man sonst an so relativen und daher jederzeit strittigen Vorzügen ersinnen kann. Die immanente oder, was hier dasselbe heißt, die transzendente Werbekraft einer Sprache reicht um keinen Schritt weiter als der Klang ihrer Poesie. Sie kann sich als Psalter, als Homer, als Dante, Shakespeare oder Goethe die Ewigkeit und den Himmel erobern, aber keine Handbreit Erde. Es verhält sich mit ihr wie mit dem Zauberwald im altfranzösischen Alexanderroman. Er ist von Liebesfeen bewohnt, die dort in ewiger Jugend leben, aber tot zu Boden sinken, sobald sie aus dem Bereiche seines Schattens an das Tageslicht treten. So gelten die Sprachen der Dichtung

tant com li ombres dure, car ne pueent avant;
ja si poi ne passassent, que mortes caïsant. —
Mais plus aiment les homes que nule rien vivant,
por çou qu'en cuide avoir cascune son talant.

Damit dürfte klar sein, daß die Eigenmacht der Sprache nie und nirgends zur Gründung einer menschlichen Interessengemeinschaft ausreicht. Ist doch gerade das Interesse jenes

treu- und gesinnungslose, ewig bewegliche Ding, das zwischen Sprechen und Handeln, zwischen den Wörtern und den Sachen, zwischen Dichtung und Wahrheit sich herumtreibt und allen Bestand und Wirklichkeitswert der Sprachen untergräbt, es sei denn, daß unser relatives und relativisierendes Interessiertsein an nichts und allem schließlich gebunden und befruchtet werde durch eine beharrliche echte Gesinnung.

Da nun in der Sprache an und für sich keine andere Gesinnung als die poetische unmittelbar wirksam, schöpferisch und bindend werden kann, so bleibt uns nichts als die einzige Annahme übrig, daß sämtliche Sprachgemeinschaften, welchem Interesse sie immer dienen mögen, in letzter Hinsicht auf den Fels oder Sand — wie man will — des poetischen Stilgefühles gebaut sind. Das Kirchenlatein ruht auf dem Stilgefühl der Gläubigen, nicht auf dem Dogma, das Französische der internationalen Diplomatie auf einem salonmäßigen Stilgefühl der Diplomaten, nicht auf der französischen Weltmacht, das Esperanto auf dem Zukunftsgefühl eines Weltstiles, d. h. auf einem ebenso großartig idealen wie zynischen Gefallen an der Bedürftigkeit und Interessiertheit aller Menschen, nicht auf der Verkehrstechnik, die logische Einheitssprache auf dem scholastischen Geschmack für das Übersinnliche, auf dem pedantischen Behagen alles Irdische zu schulmeistern, nicht auf der wirklichen Wahrheit. Das Deutsch der deutschen Schweizer, Elsässer, Böhmen, Tiroler usw. hat leider auch nur ein deutsches Stilgefühl, also ein poetisches, kein politisch-nationales noch ethisches, noch animalisch-ethnographisches Empfinden oder Rassebewußtsein zur Grundlage. Die Fachsprachen so gut wie die Nationalsprachen sind auf die Poesie ihres Faches, ihrer Sache, ihrer Interessen angewiesen. Warum sollte der Handel nicht so gut wie das Gaunerwesen, die Wissenschaft nicht so gut wie die Jagd, die Schärfe der Definitionen nicht so gut wie der Nebel der Träume¹⁾ eine spezifische Poesie haben? Man muß sie nur klingen hören und fühlen.

Das nationale Stilgefühl der Deutschen ist schwächlich, und von dieser Seite her trüben sich die Aussichten für den Bestand

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz *La poesia della correttezza* in der *Cultura* II, S. 312—315, Rom, 15. Mai 1923.

unserer Sprachgemeinschaft. Aber das Schicksal des deutschen Volkes, sein Kampf, sein Zusammenbruch, sein Leiden hat eine Poesie in sich, die vielleicht reicher und tiefer empfunden und voller gestaltet werden kann, als wenn wir gesiegt und triumpht hätten.

Unmittelbar vernehmlich wird dieses poetische Empfinden weder in den grammatischen Formulis noch in den technischen Terminis, wohl aber in der Aussprache, Klangfarbe, Betonung, Satzmelodie usw., kurz in allem dem, was man ungenauer und volkstümlicher Weise in seinem Gesamteindruck, auf den es hier allein ankommt, Akzent nennt. Daher wirken die landschaftlichen Mundarten als ausgesprochene Gemeinschaften des Akzentes so gemütlich, innig, herzlich und poetisch auf jedes empfängliche Ohr.

Wenn jene katalanischen Studenten, von denen unsere Betrachtung ausging, sich vornehmen, das ihnen aufgezwängte Kastilisch mit den Heimatglöckchen ihres Akzentes zu begleiten, so liegt darin eine höhnende Absicht, die erst jetzt ganz verständlich wird. Der spanische Fremdling soll in katalanische Nationaltracht gesteckt und die majestätische Staats- und Fachsprache in der gemütlichen Zipfelhaube einer Mundart verlacht werden. Denn, so sehr das Katalanische sich wehrt, eine bloße Mundart zu sein und so wenig es in der Tat nur das ist, so kann es doch als gesprochenes Idiom nicht umhin, eine mundartliche Heimatfarbe auszustrahlen, in deren Beleuchtung das Spanische zu einem drolligen Patois oder genauer Jargon Kataloniens herabgewürdigt wird: ähnlich dem mantuanisch-italienisch vernudelten Latein des Folengo oder dem allerdings unfreiwillig komischen und tendenzlos bajuvarisierten Schriftdeutsch des Joseph Filser.

Übrigens hat das Glöckchenspiel mit der Sprache des Fremdherrn neben seinem Spaß seine Gefahr, wie man an den Bürgern der elsässischen Städte beobachten kann. Wohl haben diese Wackeren in ihrem alemannischen Mund das Französische weidlich vernudelt, teils mit humoristischer Absicht, teils in biederster Gedankenlosigkeit: aber ihr deutsches Stilgefühl hat sich dabei schwer verunreinigt. Wenn schon die Sprachenfrage in ihrer letzten Entscheidung nur Stil- und Geschmacksache ist, so soll

man sie darum nicht weniger ernst nehmen. Denn damit, daß die Sprache einer Gemeinschaft auf gemeinsamem Stilgefühl und Geschmack beruht, ist sie noch lange kein fertiges Kunstwerk. Darum darf sie in unsterblicher Heiterkeit und Schönheit ebenso wenig selig sein, wie die armen Künstler, die an einem Werk sich abarbeiten, oder die reichen Mäcenaten und Händler, die, immerhin auf Grund eines gewissen Geschmackes und Stilgefühles, dafür zahlen.
